

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

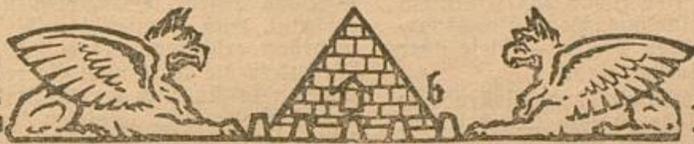
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

19.3.1922 (No. 12)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 12



19. März 1922

Max Dreßler / Gedanken über Spiel, Liebe, Kunst und Humor.

Spiel.

I.

„Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“ Dieses große Wort Schillers wirkt unmittelbar als gewaltiges Paradoxon. Der spielende Mensch — der wahre Mensch? Also das spielende Kind mehr Mensch als der arbeitende Mann? Freilich hat Jesus gesagt: Werdet wie die Kinder; denn ihrer ist das Himmelreich. Und wir reden ja auch vom Paradies der spielenden Kindheit, die noch nichts weiß vom Ernst der Lebensarbeit.

Aber wie ist es mit dem Spielen des Kindes? Zwei Theorien des kindlichen Spiels treten vorzüglich vor unsere Gedanken. Die Kraftüberschusstheorie Herbert Spencers und die Vorbereitungslehre, die sich mit dem Namen Karl Groos verknüpft. Beide Theorien schließen sich nicht aus; sie betrachten das Problem von zwei verschiedenen Gesichtspunkten. Spencer sagt: Das kranke Kind spielt nicht, ihm fehlt jener Ueberschuß an Kraft, der zum Spielen notwendig ist; seine herabgesetzten Kräfte werden durchaus beansprucht von der Aufgabe, den Bestand des Körpers zu erhalten, bezw. wieder herzustellen; darüber hinaus hat es keinen Ueberschuß an Kraft, um sich spielend zu betätigen; und wir sehen, daß das Kind, wenn es gesund wird, wieder zu spielen anfängt. Karl Groos sieht im Spiel des Kindes die ernste Vorbereitung fürs Leben. Das Strampeln, die Ballmonologe des Kindes u. a., die ersten Spiele, dienen einem höchst wichtigen und ernsten Zweck, der Beherrschung der Körpermuskulatur. Das größere Kind spielt Spiele, die Vorbereitungen sind zu seinem Beruf als erwachsener Mensch. Wohl entnimmt es den Stoff zu seinen Spielen von der Umgebung durch Nachahmung. Aber aus derselben Umgebung ahmen die Knaben ganz Anderes nach als die Mädchen. Des Knaben Spiel übt ihn für seine künftige Betätigung als Mann in der Welt; so spielt er vor allem den werdenden Soldaten, Organistator, Herrscher, oder den Baumeister, Konstrukteur, Maschinisten und dergl. Das Mädchen übt sich zu seinen späteren Aufgaben als Hausfrau und Mutter, in seinen Puppenspielen, Kochspielen und anderen haushälterischen Geschäften. Vor kurzem sah ich ein köstliches Beispiel zu dieser allbekannten Tatsache. In einem Wäfferchen am Dorfsausgang eine Gruppe kleiner Mädchen, die mit uermüddlicher Emsigkeit und hingabe Fragmente von Tellern und Gläsern, weggeworfene Scherben, putzten und reinigten mit der Wichtigkeit kleiner Hausfrauen.

Also das Kind scheint nur zu spielen. In Wahrheit ist sein Spiel unbewußte Arbeit. Denn, wie definieren wir das Spiel? Es ist Betätigung aus freiem Antrieb, nicht bedingt durch äußere Ursachen und ohne äußeren Zweck, dem das Spiel nur als Mittel diene. Oder: es ist spontane Betätigung, ohne jeffktion des innersten Wesens nach außen, Selbstdarstellung ohne äußeren Grund oder Zweck; im Unterschied von Arbeit, die aus äußeren Ursachen zur Erreichung eines anderen Zwecks geschieht; wie wenn ein Mann arbeitet, um Brot zu verdienen, nicht um zu arbeiten. Das Brot ist der Zweck; der Hunger die

Ursache; die Arbeit das Mittel zum Zweck. Betätigung um ihrer selbst willen, aus Liebe zur Betätigung, ohne darüber hinausliegenden Zweck, ist Spiel. Betätigung zur Erreichung eines Zwecks ist Arbeit. Spiel ist Selbstzweck.

Der spielende Mensch ist der freie Mensch, der unabhängig von außer ihm liegenden Ursachen oder zu erreichenden Zwecken nur sich selbst, sein eigenes Wesen dokumentiert, manifestiert, zum Ausdruck bringt. Der arbeitende Mensch ist der unfreie Mensch, gestochen von Ursachen, gezogen von Zwecken. Solche Betätigung ist unfrei von außen determiniert. Der spielende Mensch determiniert allein sich selbst. Er kann von sich sagen: Ich will; der arbeitende Mensch, von außen genötigt, muß, weil äußere Ursachen und Zwecke ihn zu handeln bestimmen.

Wenn das Ideal des Menschen die Freiheit ist, so ist der Mensch in der Tat erst dann wahrhaft Mensch, wenn er als Freier auftritt, d. h., wenn er spielt, nicht wenn er arbeitet; es sei denn, daß er arbeite, als ob er spiele, daß ihm sein Arbeiten zum Spiel geworden sei, daß er seine Arbeit um ihrer selbst willen tue, nicht, weil heterogene Gewalt ihn dazu nötigt oder er dadurch irgend etwas erreichen will. Der spielende Mensch ist unabhängig von Ursachen und Zwecken; sein Tun ist seine Lust, sein Muß. Er verfolgt keine Absichten; er ist zeitgelöst, zeitvergessen in seinem beruhigten Sein und dem daraus von selbst fließenden Tun. Spielen heißt, aus Freiheit des eigenen Wesens handeln und mit reiner Freude an diesem Handeln; aus Freiheit handeln heißt, freudig handeln. Freiheit ist Freude, ist Bönne, ist Glück; Zwang ist Leiden, ist Unglück. Goethe an Frau von Stein: „Heute hab' ich mich leidend verhalten, das macht nichts Ganzes; also, meine Liebste, ist mir's auch nicht wohl.“ Für fremde Zwecke handeln müssen, ist Not, Strafarbeit, Zwangsarbeit. Die freie aktive, göttliche Kraft wird zum unfreien tierischen Mechanismus entwürdigt.

Der Mensch ist erst da ganz Mensch, wo er spielt, heißt also: Der Mensch ist erst da ganz Mensch, wenn er, seiner wahren Freiheit bewußt, aus Freiheit und Freude schöpferisch tätig ist gleich Gott. Nur der freie Mensch kann wahrhaft spielen; nur der Unabhängige, in sich Vollendete, der durch sein Handeln keine Zwecke mehr realisieren will, sondern nur Freude hat, die eigene Vollendung im spielenden Handeln und Schaffen zu bewahren, Vollendung zu offenbaren in der Welt. Der unvollendete Mensch kann nicht spielen — er muß erst vollendet werden; und das ist ein Zweck, daran zu arbeiten ist. Der werdende Mensch kann nicht spielen — er muß erst werden.

Deshalb steckt hinter dem Schein des kindlichen Spiels Arbeit. Dem Kinde ist sein Spiel voller Ernst; das kindliche Spiel ist in Wahrheit ernste Arbeit mit dem Zweck der vervollkommnung, Vollendung des eigenen Wesens. Das Kind muß spielen; der wahre Mensch kann spielen. Er will nicht wahrer, vollendeter werden durch sein Spiel. Seine Vollen-

ding ist der Grund seines Spielens, nicht dessen Zweck. Sein Spielen ist der Ausdruck seiner Vollendung. Die Sonne blüht die Strahlen ihres vollkommenen Lichtes hinaus auf die Welt, ihr Licht wird nicht vollkommen durch ihr Strahlen. Das Kind muß durch sein Spiel ein Ziel erreichen; es muß Mensch werden. Der freie, vollendete wahrhafte Mensch ist am Ziel. Er muß nichts erreichen, nichts werden durch seine Tätigkeit; er will sich nur ausdrücken, sein Wesen offenbaren. Der Ausdruck, die Offenbarung des freien Geistes ist Spiel; der Ausdruck der gebundenen Seele ist Arbeit. Man spielt nicht im Anfange einer Entwicklung, deren höchstes Resultat erst das Spiel sein soll.

Wir denken es uns etwa so: Der in uns wohnende Geist führt uns durch die Natur zur Freiheit; sein Wesen, unser wahres Wesen, ist die Freiheit; aber der Weg zum Wesen führt durch die Natur. Also gilt es zuerst volle Naturentwicklung, Selbstentwicklung; ihr dient, so das Spiel des Kindes, wie die Arbeit des Mannes. Das höchste Ziel ist die Erhebung zum Spiel aus bewusster Freiheit. Die Kraftüberschuß-Theorie und die Einübungs- oder Selbstvervollkommnungstheorie verbinden sich, denn sie bedeuten dasselbe: Unser wahres Wesen ist der absolute Geist, die absolute Kraft; führt uns diese, über die natürliche Selbsterhaltung hinaus, zu ihrem wahren Wesen, unserem höchsten Wesen, so ist das, vom rein natürlichen Gesichtspunkte aus betrachtet, der nur den egoistischen Selbsterhaltungstrieb anerkennt, ein Ueberschuß von Kraft, ein über die bloß natürlichen Zwecke hinauswachsen, Hinauswirken. Wir sind — nach unserem wahren Wesen — diese über das Natürliche überfließende, überflüssige Kraft.

Dem Kinde ist sein Spiel Wirklichkeit; dem Vollendeten ist die Wirklichkeit Spiel. Dem Kinde ist sein Spiel Ernst; dem Vollendeten ist der Ernst Spiel. Das Kind ist allerdings um Zwecke unbekümmert; und doch ist sein Spiel ein unbewußt Zweckhaftes; erst der wahrhafte Mensch spielt bewußt zwecklos.

In Schillers gewaltigem Worte gipfelt seine Freiheitsphilosophie; die Philosophie des Genius. Die Freiheit, mit der der Künstler die Welt schaut, geistig erschafft und genießt, gleich einem Gotte, dieselbe Freiheit muß unser ganzes Wesen durchströmen, als Urkraft durchwirken. Der Philosophie des Genius wird das ganze Leben, dieses reale Leben, zum Kunstwerk, zum Schein, indem diese empirische Realität zum Schein wird, wird sie zur wahren Offenbarung des vollendeten Wesens. Das Schillersche Wort, von der Kunst im engeren Sinne, auf das ganze Leben übertragen und erweitert, verlangt nichts Geringeres, setzt nichts Geringeres voraus als die Göttlichkeit des individuellen Menschen.

Denn nur ein Gott kann mit der Welt spielen. Die Welt, das Leben als Spiel nehmen, kann nur ein weltverhobenes, weltfreies Wesen. In den Upanishaden lesen wir: „Die Welt von Gott erschaffen zum Spiel, so, wie wenn ein König spazieren geht.“ Diese ernste und furchtbare Welt, dieses Leben der schwersten, tragischen Probleme, nur ein Spiel, von Gott aus gesehen, also in Wahrheit ein Spiel! Die Upanishaden mahnen uns, nicht zu vergessen, daß, was uns ein schweres Werk erscheint, diese Welterschöpfung, für ihn, dessen Kraftvermögen unermesslich ist, ein bloßes Spiel ist. Der junge Goethe sagt ähnlich: „Die Natur ist die Eitelkeit selbst; aber uns hat sie sich zur größten Wichtigkeit gemacht.“ Das Spielen gehört nicht aus irgendwelcher Notwendigkeit zum Wesen; Gott muß nicht spielen, der König bleibt König, auch wenn er nicht spazieren geht. Aber das freie, absolut vollendete Wesen kann spielen, spielend seine Freiheit offenbaren; und dieses Spielens Gottes ist die Welt. Es ist Ueberschuß, Ueberfluß an Kraft, zu spielen, grund- und zwecklos zu schaffen, bloß zum Spiel. Der vollkommene, freie Gott wird nicht vollkommener durch diese Welt; diese Welt bedeutet keinen Zweck für das göttliche Wesen; es arbeitet nicht, es spielt.

Die Neuplatoniker lassen, in ihrer Emanationstheorie, die Welt entstanden sein durch ein Ueberfließen der göttlichen Fülle, ein Ueberfließen aus dem übervollen Mittelpunkt Gottes und Hinausfließen in nähere und fernere und immer fernere Kreise bis in die fernste Peripherie, wo sich die göttliche Art mehr und mehr verliert, so daß die fernsten Kreise sogar den Schein einer eigenen materiellen Realität annehmen. Ein Bild nur — aber ein bedeutendes Bild. Die Welt ein Produkt göttlichen Ueberflusses. Die Welt für Gott überflüssig. Und in dieser Welt göttlich und in höchstem Sinne wahr und notwendig — nicht in dem Sinn der armen Kausalität unserer empirischen Verstandeswelt, sondern in dem göttlichen Sinne des: „Eins ist not!“ —: Das Ueberflüssige, das Spielen, das Symbol der göttlichen Freiheit; nicht die Notwendigkeiten alle der vielstehenden Martha, sondern die eine göttliche Wesensnotwendigkeit der ruhenden, gottschauenden Maria. Nur das Ueberflüssige ist göttlich und wahrhaft notwendig. Dieser Ueberfluß des Spiels macht die Erscheinung der Welt zum Symbol des Göttlichen, das ruhig und unberührt beharrt inmitten einer rastlos werdenden Realität nicht nur, die ja keine ist, sondern auch im schillernden Wechsel der Weltensymbole. Spielend allein symbolisiert sich Gott in der Erscheinung. Alle Wichtigkeit und geschäftiger Ernst dieser Weltbewegung tritt klein und bescheiden

zurück, ja verschwindet gegenüber dem Wesen, das in aller Bewegung nur dann ist, wenn sie spielendes, überflüssiges Ergehen ist.

Ein totaler Umschwung, Umwertung, Wiedergeburt, Neues Leben, dieser erhabene, verklärende, befreiende, erlösende, vergöttlichende Standpunkt des Genius; eine Utopie in den Augen des verständigen Realisten, der eingeschlossen in die trübe Sphäre der empirischen Realität, von jenem überirdischen Lichte nichts wahrnimmt, der nur die eine, untere Seite des Lebens kennt und für Phantastik erklärt, was er nicht lebt; ja eine Frivolität in den Augen des ernsthaft leuchtenden Philisters, der von dem hohen, überirdisch heiteren Ernst des göttlichen Spielens keine Ahnung hat, der die Lilien auf dem Felde nicht sieht; ein verschlossenes Paradies für alle die Armen, deren Leben im Kampf mit der Not des Alltags kümmerlich verrinnt. Der nur natürliche Mensch erkennt seinen Gott nur im fatesgorischen Imperativ, lebt nur geduckt unter der Zucht eines unbarmherzigen Herrn dahin. Aber der völlig erwachte Genius weiß nur von seiner erlösten Göttlichkeit und er haßt die Welt nicht, er flieht sie nicht, sondern er erlebt in aller Welt nur Symbole der göttlichen Vollendung; ihm bedeutet die Erscheinung Gott und so liebt er die Erscheinung. In Wahrheit — was sollte die Welt auch sonst sein können, als Symbol des göttlichen Wesens, als Symbol der Vollendung, die kein anderes Wesen ist als der vollendete Gott? Zwar ist das Symbol nicht das Wesen. Das Wesen ist auch ohne Symbol. Aber, was erscheint, muß Symbol des Wesens sein; denn es kann nichts wahrhaft erscheinen als das Wesen. Symbol des vollendeten Wesens ist die Welt, nicht als realer Prozeß, sondern als Spiel: Spielen ist Ausfluß der Vollendung, zeigt Vollendung an, bedeutet Vollendung. Spielen kann nur das vollendete, um Ursachen und Zwecken gänzlich freie, im Spielen nur seine Vollendung zum Ueberfluß ausdrückende Wesen.

Der Mensch der Zeit muß wandern; der vergöttlichte Mensch, wie Gott, kann spielen. Das Spielen ist das reine Symbol der Weltverhobenheit und der Beweis der Unrealität der materiellen Welt. Die Wahrheit alles Werdens ist das Sein. Die Wahrheit alles Strebens die Vollendung, Weltverhobenheit spielen, dieser metaphysische Akt, ist das Symbol des Wesens in dieser Welt. Die göttliche Freiheit in ungehemmter Auswirkung, das ist das göttliche Leben in einer Welt. Jedes Tun, jeder Schritt unserer Wandererschaft ist ein göttlicher Schritt nur, wenn er aus dem Inneren unserer vollendeten Göttlichkeit heraus überflutet ist mit dem Lichtglanz jenes gewisser Freiheit und Vollendung; wenn er kein reales Hinwandern zu Gott mehr ist, sondern ein spielendes Sich-Ergehen aus göttlichem Kraftüberschuß; in allem realen Mühen ist der Abfall Gottes von sich selbst noch nicht überwunden, sind wir von der Krankheit des realen Scheines noch nicht genesen, noch nicht erwacht aus dem Traum des endlosen Wanderns. Wir müssen erwachen zu der Gewißheit, daß wir unser Wesen nicht erst erkämpfen müssen, daß wir es ewig sind und besitzen. Gott ruht in uns selbst; wir müssen ihn, er muß sich selbst nicht erst erwandern; wir haben kein fernes Ziel zu erreichen; wir sind zu Hause. Wir leben wahrhaft nicht zu Gott hin, sondern aus Gott heraus. Ja, alles Wandern ist in Wahrheit nichts anderes, als die Erfahrung, daß der Weg der Wanderung in Wahrheit gar nicht besteht. Alles Werden und alle Bewegung ist kein reales Fortschreiten in unendlicher Zeit in die Unendlichkeit, sondern ein symbolisches „Notieren um sich selbst“ (Goethe).

Das Spielen allein ist diese symbolische Bewegung des Wesens, die, fern von allem Mangel des Werdens nur von Vollendung zeugt; ist der Wechsel, der ein Bild der Ruhe ist. Das Wesen, das die Bewegung erzeugt, darf nicht selbst bewegt sein; es muß in sich ruhen, um nach außen den Schein der Bewegung hervorzubringen. Das Wesen der Bewegung ist die Ruhe der Unbewegtheit; das Wesen des Wanderns ist die Ruhe der Vollendung, und alles Werden ist nur ein Spielen des Seins. Gott ist der ewig ruhende Mittelpunkt, von dem alle Bewegung ausstrahlt, um den sie kreist. Die wandernden Götter sind keine Götter. Der wahre Gott in uns durchdringt allen Schein mit seiner Vollendung, vergöttlicht das Wandern zum Spielen und erhebt damit den qualenden Schein zum heiteren Symbol seiner Vollendung. Endlose Bewegung kann zu keinem Wesen führen; aber aus dem Wesen springt der unendliche Schein der Bewegung, das Spiel, in dem sich das Wesen spiegelt. Nicht der mühebeladene Kämpfer, sondern in aller-schwerster Arbeit der lächelnde Sieger, der unberührt von allem Wechsel der Geschichte und Erfolge vollendet Spielende symbolisiert den Gott.

Der spielende Genius weiß und besitzt seine einzige wahrhafte Realität in dem absolut vollendeten göttlichen Wesen. Wenn dieses Wesen zu wandern scheint, so gibt es seine Vollendung nicht auf; sein Wandern kann nur gleichsam ein Wandern sein, nur zum Spiele. Der Spielende wird davon, daß er spielt, in seiner ruhigen Vollendung nicht berührt; so wenig, wie der König davon, daß er spazieren geht. Wir wissen aus Erfahrung, aus dem, was man gemeinhin Spiel nennt, was das bedeutet. Die Anstrengung, die mich niederwürfe, wenn

ich sie gezwungen erdulden müßte, sie und die zehnfache Anstrengung ertrage ich lächelnd, wenn sie mein selbstgewolltes Spiel ist.

Pestalozzis Braut schreibt an diesen: „Sie wissen nicht, daß ich mit Dir Centnersteine höbe, wo mit einem anderen kaum eine Nadel.“ Es ist ein bekannter Kunststreich der Pädagogik, die Menschen unter dem Schein der Freiwilligkeit zu verdoppelten Leistungen anzuspornen. Der Geist der Freiwilligkeit, der alle Arbeit wie ein Spiel erleben läßt, erhält uns freudig auch dann, wenn das körperliche Ich am Zusammenbrechen ist. Und im göttlichen wie im gewöhnlichen sogenannten Spiel gilt: Der Spieler will nichts gewinnen; er will nur spielen. In dem Augenblick, wo Gewinn eine Rolle spielt, hört das wahre Spiel auf; der göttliche Geist ist vertrieben, wo die gemeine Realität sich einmischet. Der Gewinn gehört der empirischen Welt des Scheines an — nur das Spielen als solches der göttlichen Welt des Wesens. Der echte Spieler empfindet es etelhaft, wenn Gewinnsucht sich zeigt; er fühlt das Spiel gestört, das heilige göttliche Spiel aus Freiheit entweicht. Wer nicht spielen kann, der bleibe fern und betreibe seinen Nutzen; er verderbe nicht andern die hehre Freude. Der echte Spieler will ja in seinem Spielen nichts anderes, als seinen Ueberfluß, seine Freiheit zum Ausdruck bringen; der armselige Gewinner zeigt nur seinen Mangel, sein Bedürfnis, seine Gebundenheit. Das Spielen ist des Spielens einziger Lohn, Freude und Realität; daneben ist alles andere nur Schatten. Um Gewinn oder Verlust, um Auszug und Erfolg hat sich's ja gar nie gehandelt; das sind ja keine Realitäten. Der Gewinn im Spiel, im Leben als Spiel, ist kein Gewinn, so wenig der Ver-

lust Verlust. Nur darin, daß wir spielen, liegt aller Gewinn. Der Sieg im Spiel hängt von keinen Erfolgen des Spieles ab. Das Spielen selbst allein, der unentreibbare Geist des Spielens, ist der Sieg. So lange das Spiel als echtes Spiel besteht, besteht die Freiheit und Göttlichkeit des Spielers. Diese Freiheit kann nicht gewinnen, noch verlieren. Wo gewonnen oder verloren werden kann, da ist die Freiheit dahin; das Spiel hat aufgehört; wir sind aus der göttlichen Sphäre in eine andere Welt herabgetreten. Wo ein Zweck erreicht werden soll, arbeiten wir, zeitliche, unvollkommene Individuen — Spiel ist zwecklos. Der Gott in uns spielt, nicht um etwas zu erreichen, zu werden, zu gewinnen; er ist vollendet, er spielt und kann nur spielen, weil er Gott, über alles erhabener Gott ist. Wo diesem Werden, Begehren, Gewinnen Realität zugestanden wird, da ist die Ruhe und Heiterkeit des nichtwandernden, vollendeten Gottes in uns dahin. Zeige mir, wie Du spielst, und ich will Dir sagen, wer Du bist, ob Du wahrhaft ganz Mensch bist. Im Spiel und Spielen-Können äußert sich das wahre Wesen, die Weltanschauung, die innere Freiheit, der metaphysische Kern des Menschen. Wer spielt, um zu gewinnen, hat keine Ahnung vom Wert des Spiels, vom Sinn des Lebens, von der heiteren Freiheit und Größe des Gottes in uns. Wer nicht im höchsten Sinne frei ist, kann nicht spielen. Der wahrhaft Spielende, gleich Gott, kennt keine Sorgen um den Ausgang des Spieles. Das Spielen selbst ist Eingang und Ausgang und ganz allein alle Realität. Verlieren, aber Spielen, ist göttlich; gewinnen, aber nicht mehr spielen, heißt, dem Schein gemeiner Realität verfallen, die göttliche Freiheit, Alles verlieren.

Paul Fr. Zimmermann / Ein ungedruckter Brief Karl Friedrich Lessings

Zu den wertvollen Schätzen der Landesbibliothek zu Wolfenbüttel gehört eine umfangreiche Sammlung von Briefen und Autographen aus dem 18. und 19. Jahrhundert, die 1892 von der Familie des Verlagsbuchhändlers Biemeg in Braunschweig der Wolfenbütteler Bibliothek überwiesen wurden. Unter ihnen findet sich neben zahlreichen Briefen Lessings, Klopstocks, Campes, von Humboldts, Lavaters, J. S. Voss u. a. auch ein Brief K. F. Lessings, des Großneffen unseres Dichters, des Landschafts- und Historienmalers, dessen Name mit der Geschichte unserer Landeshauptstadt und der Badischen Kunsthalle eng verknüpft ist.

In C. v. Lütows Zeitschrift für bildende Kunst hat schon 1882, zwei Jahre nach Lessings Tod, Dr. Th. Frimmel Briefe von ihm mitgeteilt, die von Lessings Tochter Bertha, der Gattin des Dresdener Hofschauspielers Koberstein, mit den Tagebüchern des Vaters der Zeitschrift überlassen worden waren. Diese Briefe stammen aus den Jahren 1841—1843 und werfen, wie die in A. Buchhofs' Geschichte der Familie Lessing wieder-gegebenen, „ein neues freundliches Licht auf die liebenswürdige Persönlichkeit Lessings, sie zeigen, mit welcher reichem Gemüt er das Leben betrachtete und wie emsig er darauf bedacht war, seine Werke so gediegen und vollkommen wie möglich zu gestalten.“ Sie sind zum größten Teil an Jda Heuser, die zweite Tochter des Kaufmanns Heuser in Gummersbach bei Köln, gerichtet, Lessings geistig hochstehende und künstlerisch begabte Braut und spätere Gattin, „eine frohgemute Rheinländerin, voll von Interesse und Verständnis für die Kunst ihres Mannes“.

Bei der Hochzeit ihrer jüngeren Schwester Alvine mit seinem Freund Adolph Schroedter, den der Großherzog von Baden später als Lehrer an die Polytechnische Hochschule in Karlsruhe berief, hatte Lessing Jda in ihrer Heimat 1840 kennen gelernt. Er war schon 1826, als 18jähriger, seinem Meister W. Schadow zugleich mit J. Hübner, Th. Sildebrandt, K. Sohn, J. W. Schirmer von Berlin nach Düsseldorf gefolgt, als dieser an die dortige Akademie berufen wurde. Als Jda 1841 ihre Schwester in Düsseldorf besuchte, schickte er ihr den Werbebrief, am 8. März verlobten sich beide, am 10. August des gleichen Jahres fand die Hochzeit statt.

Die Zeit von 1830—1850 ist die fruchtbarste in Lessings Leben. An geistigen Anregungen fehlte es in Düsseldorf nicht: Karl Zimmermann leitete das Theater, die Musik stand unter dem Zepher Felix Mendelssohn-Bartholdys und Robert Schumanns. Mit dem Dichter Friedrich von Schlegel, der 1829 als Assessor beim Landgericht nach Düsseldorf gekommen war, und mit Karl Schnaase, dem mit Zimmermann und Schirmer eng befreundeten Juristen und begeisterten Kunstsorger, der noch 1871 — 73jährig — eine Reise durch den Schwarzwald und das Oberland unternahm, um die Sammlungen des Fürsten zu Fürstenberg in Donaueschingen, das Museum in Basel und die Gemälde der oberdeutschen Schule in Colmar kennen zu lernen, der endlich die letzten Jahre seines Lebens der Untersuchung des Freiburger Münsters und seiner Kunst widmete, — verband Lessing eine herzliche Freundschaft.

Mit Friedrich von Nechtritz vertiefte er sich in geschichtliche Studien. Um sich über den Charakter seiner Helden klar zu werden, begnügte er sich nicht mit der Lektüre der darstellenden Geschichtswerke, sondern ging überall, wo es ihm möglich war, auf die Quellen selbst zurück. Diese Vorliebe für geschichtliche Werke ist ihm bis in sein Alter geblieben. Es gab kaum ein Werk der deutschen Kaisergeschichte des Mittelalters, das er nicht kannte. Auch für seine Landschaften machte Lessing eingehende Studien. „Mit Stift und Pinsel und Farbkasten durchstreifte er die malerischen Gebiete, die von den Ufern des Rheins aus sich in das Land hinein erstrecken, die Wälder des Harzes, die wilden Einsamkeiten der Eifel, den Soling an der Weser und die bunten Städte, die hochragenden Burgen des Rheintals. Da belauschte er das stille, geheimnisvolle Walten der Natur, da folgte sein scharfes Auge dem Zuge der Wolken, dem Spiel von Sonnenlicht und Schatten in den Wipfeln der Eichen und Buchen, den gewaltigen Effekten eines heraufziehenden Gewitters, dem Duft des aufwirbelnden Staubes, in dem die Sonne ihre Strahlen brach, oder dem milden Licht des Mondes, das über Berg und Tal dahinzog, das Laub der Bäume und das alte Gemäuer verfallener Schlösser und Klöster umspielte.“ Und immer kehrte er mit reichgefüllten Mappen voll fleißiger Naturstudien und geistvoller Skizzen heim.

Schon der Knabe Lessing trieb sich gern mit seinem Bruder Fritz in der ländlichen Umgebung des kleinen schlesisch-polnischen Grenzortes Polnisch-Wartenberg umher, wohin sein Vater bald nach Karls Geburt (1808) als Kanzler der dortigen Standesherrschaft versetzt worden war, und verlor sich oft in stiller Beobachtung des mannigfaltigen Lebens in der Natur. Der Vater, selbst ein großer Naturfreund, nährte diese stille Begeisterung des Knaben, sein Onkel in Breslau, bei dem er mit seinem Bruder wohnte, während sie das Breslauer Gymnasium besuchten, nahm die beiden Neffen auf Wanderungen mit und regte sie zum Botanisieren und Steinsammeln an, und als Karl schließlich als Berliner Kunstschüler bei seiner Großmutter untergebracht wurde, „schappte“ er ihr oft, wie er es nannte, und machte kleine Studienreisen zu den Rüdersdorfer Kalkbergen oder sonst wohin.

Die deutsche Landschaft gab ihm seine Motive. Nur einmal überschritt er die Grenzen Deutschlands, als ihn Großherzog Friedrich im Januar 1866 nach Beven einlud. „Als eine Empfindung aus tiefster Seele heraus durchzieht sein Deutschland seine Landschaftsbilderungen wie seine Historienbilder“, „urkräftig Deutsch von Art“, wie sein großer Ahne, war und blieb er sein Leben lang.

Die Ehe Lessings mit Jda war die denkbar glücklichste. „In meinem Karl“ — schrieb sie am 2. März 1842 in ihr Tagebuch — „habe ich mich nicht betrogen; es gibt keinen edleren Charakter als ihn, rein ist seine Seele von allen Schladen.“ Und „Jdas einziger Fehler“ — gesteht Lessing seinem Bruder Louis — „ist, daß ihre Liebe zu übergroß ist. Dies ist aber auch das einzige, was ich an ihr aussetzen könnte.“ Karl Koberstein endlich schrieb lange nach ihrem Tode: „Was Jda ihm gewesen, das wissen nur diejenigen, die mit ihm und um ihn gelebt

haben. Sie war in ihrer sonnigen Heiterkeit, in der fürstlichen Großmuth ihres Herzens nicht nur die gütige Fee des Hauses, sie war — und das hat keiner freundiger als gerade er anerkannt — sein künstlerisches Gewissen. Ihrem Urtheil stellte er jedes andere nach, ihr Beifall war sein Glück, ihre Lust an des Gatten Ruhm sein Stolz.“

In der ersten Zeit hatte Lessing in Düsseldorf sehr zurückgezogen gelebt. Erst 1846, als er sich entschlossen hatte, dort zu bleiben, ließ er sich in den Künstlerverein Malkasten aufnehmen und erschien seit seinen Kinderjahren zum ersten Male wieder auf einem öffentlichen Ball, „wogegen namentlich Ida bei ihrer Tanzpassion nichts einzuwenden hatte.“ Ost begleitete sie ihn auf seinen Wanderschaften.

Auch außerhalb Düsseldorfs hatte Lessing zahlreiche Freunde. In Braunschweig waren es besonders Joh. Heinrich Blasius und Hans Heinrich Jürgen Brandes, in deren Kreis er gern verkehrte. J. H. Blasius (1809—1870), als der Sohn eines Bauern in Ederbach bei Köln geboren, wirkte seit 1836 als Professor der Naturwissenschaften und späterer Direktor an dem von Herzog Karl von Braunschweig begründeten Collegium Carolinum. Brandes (1803—1868) war als Landschaftsmaler in Italien gewesen und 1835 ebenfalls als Lehrer am Collegium Carolinum und Inspektor der herzoglichen Museen nach Braunschweig berufen worden.

In diesen Kreis führt der hier abgedruckte Brief.

Bleichhütte, den 14. Sept. 1842.

Liebster Blasius!

Gestern abend, als wir vom Bodekeffel zurückgekehrt, fanden wir Deinen lieben Brief nebst den beifolgenden Zigarren. Ich bin ganz gerührt durch diese Aufmerksamkeit, sie kam mir ganz zur rechten Zeit, denn die Pfeife war mir bereits schon zuwider geworden. Brandes muß Dir diese Angelegenheit mehr ans Herz gelegt haben, als ich es ihm aufgetragen, denn nur von dem Falle, daß Du die Zigarren selbst bringen solltest, war die Rede zwischen uns gewesen.

Nach Deinem Bericht haben wir also bald die Freude, Dich entweder hier oder in Blankenburg wiederzusehen; auf jeden Fall an einem dieser Orte; Mitte der nächsten Woche, wahrscheinlich aber zu Blankenburg, wohin ich einiger noch zu machenden Studien wegen bald zurückzukehren gedenke. Den Tag kann ich heute noch nicht bestimmen, indem dies nur allein von der Bitterung abhängt, leider scheint die sich zum Schlechten zu wenden! — Du wirst dich vielleicht wundern, daß wir schon so bald die Bode wieder verlassen, der Grund liegt aber darin, daß die Umgegend von Blankenburg Eigentümlichkeiten besitzt, die mir noch ziemlich fremd sind und mich noch mehr interessieren als die Schönheiten der Bode, welche ich schon näher ken-

nen gelernt habe. Hier bin ich noch nicht zum Arbeiten gekommen, indem ich Ida erst oberflächlich mit der Schönheit des Bodetales bekannt gemacht habe, wobei sie sich im Klettern vorzüglich bewährt hat. Mein kleines Skizzenbuch ist bis auf 3 Blätter vollgezeichnet, indem mein größeres nicht geeignet ist, es in schlechter Bitterung gebrauchen zu können, weil es nicht in meine Tasche paßt. Sollte es Dir möglich sein, mir ein ähnliches bis zur Zeit Deiner Abreise binden zu lassen und es mir mitbringen zu können, so würdest Du mir abermals einen großen Gefallen tun. Das Maß habe ich Dir oben am Rande angegeben. Was die Zahl der Blätter anbelangt, so kommt es nicht genau darauf an, aber nicht viel über 40, welches die Zahl des mitgebrachten ist. Was das Papier betrifft, so wähle kein zu dünnes aus, auch muß es gut geleimt sein und keine durchsichtigen Flecke haben, wenn man es gegen das Licht hält. Der Einband ist gleichgültig. Sollten schon fertige Bücher der Art vorhanden sein, so kommt es auch nicht genau darauf an, ob die Höhe so genau stimmt, wenn sie nur nicht größer und nicht über einen Daumen breit kleiner ist. Lieb wäre es mir noch, wenn dasselbe auch in die Höhe gebunden wäre, wie mein früheres, d. h. so . . . (folgt Skizze). Gut verstanden? —

Der verfluchte Nebel ist gestiegen. Es fidert schon ganz lebenswürdig, es wird heute demnach im Freien nicht viel zu tun sein. Da es überall hier noch ziemlich grün aussieht, so wäre es mir sehr lieb, wenn wir die projektierte Reise nach dem Elm nicht aufgäben; ich werde mich daher bemühen, den übrigen Theil unserer Tour so viel wie möglich abzuführen, sollte es auf eine unvorhergesehene Weise geschehen, d. h. wenn das Wetter anhaltend schlecht bleibt, so melde ich Dir unsern Entschluß noch zur Zeit. Wir sollen also doch bei Dir einkehren? In der Voraussetzung, daß Deine Behauptung, ein Zimmer für uns übrig zu haben, wahr sei, nehmen wir Dein freundschaftliches Anerbieten an. In dasselbe Zimmer quartiere uns aber nicht ein, denn das weiß ich von Ida, daß dieses Zimmer Deine Frau beziehen wollte, daher sei kein Haus-Tyrann und weise uns ein anderes an.

Nun lebe wohl! Alles Uebrige bis auf mündliche Mittheilung. Grüße Deine liebe Frau und Schwägerin vielfach von uns. (Ida behauptet soeben oder tadelt mich vielmehr, den Gruß an ihren Landsmann nicht ausgerichtet zu haben. Ich thue es daher nachträglich.)

Dein

Lessing.

16 Jahre noch blieb Lessing in Düsseldorf. Am 19. September 1858 nahm er mit seiner Familie auf immer von den Düsseldorfer Freunden Abschied und siedelte als Direktor der Gemäldegalerie und des Kupferstichkabinetts nach Karlsruhe über.

P. Thiemo Raschl / Abt Gerberts Reise nach Bad Pfeffers.

Die folgenden Tagebuchblätter wurden vom Begleiter des Abtes auf dieser Reise, P. Mauriz Ribbese, damals Archivar und nach Gerberts Tod (13. Mai 1793) sein Nachfolger in der fürstbischlichen Würde zu St. Blasien, niedergeschrieben. Ein vielseitig gebildeter Mann, wandte er während dieser Tage der Reise und des Aufenthaltes im Bade seine Aufmerksamkeit vielen Dingen zu, die ihm sonst wohl fern lagen. Eben wegen dieser Mannigfaltigkeit des Inhaltes können seine Notizen allgemeineres Interesse beanspruchen. Leider enthalten sie neben dem Bericht über die Reise nur noch den über die ersten Tage des Aufenthaltes in Pfeffers.

„Da verschiedene Aerzte Sr. hochfürstl. Gnaden Martin dem zweiten wegen seinen Gesundheitsumständen angerathet haben, das Pfefferswässer an der Quelle selbst zu trinken, da auch die nämliche Aerzte für meine Arthritische und Rheumatische Umstände gut gefunden, daß ich das nämliche Wässer trinken, auch für meinen Ohren und Augen Umstand das nämliche Waad und den Douche gebrauchen sollte, haben sich Celsifsimus entschlossen, dem Rath zu folgen; und nachdem man sich zuvor theils zu Pfeffers theils zu Rheinau auch andern Orten um die notwendige Gelegenheiten und Wege erkundigt, haben Celsifsimus den 16. Juny 1787 die Reise angetreten. In der Suite waren Joh. R. P. Ambrosius Eichhorn, der wegen der Germania sacra¹⁾ und dem Bistum Thur, welches Er auszuarbeiten übernommen, und in einigen Orten dieses Bistums monumenta zu sammeln, mitgenommen worden, der Kammerdiener Joseph Staub, und ein Bedienter Jakob Berbera. Wir reiseten also diesen Tag nach Gurtweil.

17. Celsifsimus ließen sich zu Alder.

¹⁾ Die Germania sacra war ein gewaltiges wissenschaftliches Unternehmen, dessen Plan 1783 ausgearbeitet wurde. Das Werk sollte eine auf breiter Grundlage kreuz wissenschaftliche Geschichte sämtlicher deutscher Fürstümer werden. Obwohl Mitarbeiter in ganz Deutschland, in der Schweiz und in Oesterreich gesucht und manche auch gefunden wurden. Irgend die Hauptarbeit doch auf den Schultern weniger Mitalieber des Stiftes St. Blasien, vor allem des unermüdeten und gelehrten Bibliothekars P. Amilian Uffermann. Das Werk kam über die Anfänge nicht hinaus.

Auf den Mittag came der Postmeister und von den Bürgern erwählter Bürgermeister v. Kilian von Waldshuth, mit welchem man wegen der Reisen den Posten und Wege besprach. Unter dem Mittagessen kam auch der Waldvogt v. Spann. Diese zwey machten den wunderlichsten Kontrast, weil sie erseinde gegen einander sind, und der Waldvogt alles mögliche wider die Wahl des erkern angewandt hat. Abends kam mit der Wienerpost die Nachricht, daß die Wahl des v. Kilian bestätigt seye.

18. Heut gab es viele Gäste. Da die Bestätigung des von Kilian in Waldshuth bekannt wurde, that einer der Bürgern aus Freude einen Flintenschuß. Der Waldvogt eilte herben, sagte, Er habe geglaubt es brenne, und ließ den Bürger einthurnen.

19. Wir blieben noch in Gurtweil, wo es weiters nichts besunders gab.

20. Morgens vor 2 Uhr reiseten wir von Gurtweil nach Schaffhausen ab, wo wir die Post nahmen mit 6 Pferdten. Wir kamen Abends über Singen, Stofach, wo uns der Herr Landvogt von Zweyer besuchte, Lungen, in Salmsweiler nach 4 Uhr an. Man hat uns daselbst alle Höflichkeit und Liebe erwiesen. Man sprach von Fürstenberg, von dem Emserkongreß, von der Reise des Kaisers nach Cherion, und anderen heutigen Staats Affairen, ohne etwas wichtiges neues zu erfahren.

21. Nach gelesener heiliger Messe und genommenen Frühstück reiseten wir ab. Der Herr Reichsprälat ließ uns mit seinen Pferdten nach Markdorf führen. Daselbst waren die Postpferdte schon bestellt, und wir reiseten über Buchhorn, Lindau, Prenz in das Stift Mererau. Dieses kleine Gotteshaus ist neu und wohlgebaut, hat auch eine schöne Aussicht auf den Bodensee gegen Lindau und Wackerburg, deren wir aber nicht genießen konnten wegen dem trüben und naßen Wetter. Die Bibliothek ist in den Zimmern noch zerstreuet, und sieht nicht zum besten aus. Von Handschriften ist nichts sehr wichtiges vorhanden, und von dem heiligen Columban war gar nichts zu finden. Das beste was sie haben, sind 2 Necrologia eines aus

dem 11ten, das andere wird etwa aus dem 15. Jahrhundert seyn. Schade, daß aus dem ersten mehrere Blätter und Monathe herausgeschnitten sind. Das dritte Necrologium ist nicht vil; der Scriptor hat vieles ausgelassen, und die dies emortuales verändert. In der Kirche ist ein ser schönes Altarblatt, die Kreuzigung, die Mutter Gottes, und den heiligen Johannes vorstellend. In dem Kapitelhaus ist eine ser alte Statue der Mutter Gottes mit dem Kind, und rechter Hand in dem Winkel des Kapitelhauses kniet gegen der obigen Statue der Graf Ulrich von Pfundorf, welcher diese Statuen machen ließ, da Er in das heilige Land zog. Es soll auch in dieiem Gotteshause begraben liegen Bertha eine Tochter Graf Rudolphs von Rheinfelden des Gegenkaisers, die an einen Grafen Ulrich von Purgenz vermählet gewesen seyn solle.

22. Dieses Gotteshaus stehet in Großer Gefahr der Aufhebung und man glaubt, daß selbes nach dem Tod des lebigen Bischofs von Konstanz der Sitz eines neuen Bischofs nach dem österreichischen System abgeben solle. Man sagt, daß man ser an der Resignation des jezigen Bischofs arbeite. Nach dem Mittagessen ließ uns der Herr Prälat mit seinen Pferden bis nach Feldkirch führen. Wir reisten durch Dorrenburen, von welchem Drie bis hohen Ems linker Hand ein schöner hoher Felsenberg ist, der unten gewölbt einen Theatralischen Anblick macht, und durch schöne Wasserfälle gezieret ist. Vor Feldkirch stiegen wir bey dem Herrn v. Wocher ab, einem geschickten und gelehrten Herrn, der mit seinen besonderen Kenntnissen in der Arzney Wissenschaft in der Nachbarichafft ser vil Gutes thut. Er hat eine schöne Bibliothek, eine ausserlesene Kupferstich-Sammlung, und einige ser schöne Mahlereyen. In seiner Kapelle hat Er zwey große Stücke von Holbein, einen herrlichen Sebastian von Annibal Carraccio, und einige andere Stücke. Nachdem wir uns daselbst eine Zeitlang unterhalten, giengen wir in die Stadt zu der Krone, welcher Gasthof gleich bey dem Thore ist. Hier besuchte Celsissimus die 82jährige Frau v. Gerbert, mit welcher Celsissimus allein gesprochen hat.

23. Wir lasen bey St. Johann die hl. Messe. Der neue Herr Bürgermeister machte hier Celsissimus die Aufwart. Er brachte seinen geistlichen Sohn mit sich, und begehrte von Celsissimus, daß Er selben verjorgen sollte, über welches man sich höflich entschuldiget. Nach eingenommenem Frühstück und bezahltem ser starken Wirthsconto reisten wir ab. In dem Wirthshaus bey der Krone in Feldkirch ist wenigstens dermaßen eine elende Bedienung und starke Bech. Wir mußten für ein mageres Nachessen für 7 Personen und das Quartier über 23 Gulden bezahlen. Der Wein daselbst mag wohl zur Essig taugen. Auf diesem Wirthshause ware ehemals die Gerbertische Familie. Wir reisten mit der Post; eine Stunde vor Baduz der an den Gränzen der Pechtensteinischen Herrschaften Baduz und Schelleberg empfangt uns der Landvoat Herr Wilm von Rosenegg mit dem Rentmeister. Bey der Landvoaten zu Baduz wurde halt gemacht, und wir mußten daselbst ein Mittagmahl einnehmen. Herr Landvoat ist ein höflicher und jovialer Herr, mit Celsissimo nahe befreundet, hat aber das Unglück, von seiner Ehegattin geschieden zu seyn. Nach dem Mittagmahl fuhren wir mit der Post nach Ragaz ab. Diese reise ist ser angenehm, weil der Wege durch ein schönes und fruchtbares Thal gehet, und zu beiden Seiten die fruchtbarste Alpen auch hin und wieder Höfe, und ganze Dörfer liegen. In der Mitte fließet der Rhein durch, der die Herrschaft Baduz, und Nachgehends Bündten von der Schweiz scheidet. Man siset hin und wieder alte zerfallene Schlösser, unter welchen auch Aspermont ist. An den Gränzen von Bündten muß man durch einen Paß fahren, wo wir 20 Bazen bezahlen. Man kommt nun in den 19 Gerichter Bund, denn der Gotteshaus Bund, und endlich der graue Bund, und zwar in das Gericht Meyenfeld, welches aus dem stättl Meyenfeld, und etlichen schönen Dörfern besteht. Zu Meyenfeld lehren wir bey dem Herrn Landeshauptmann v. Salis ein, der ein ser höflicher und geschickter Mann ist. Wenn der Rhein nicht zu groß ist, kann man sonst gleich bey Meyenfeld in einem Schiff nach Ragaz übersezen; weil Er aber dieses mahl zu groß war, mußten wir eine Stunde weiter hinauf zu der untern Zollbrücke fahren, und soweit wieder herunter nach Ragaz, wo wir Abends ankamen. Der Herr Landvoat von Baduz und sein Sohn begleiteten uns dahin. In Ragaz ist eine schöne Statthalterey von Pefers, wo immer ein Statthalter und ein Pfarrer aus diesem Stifte wohnen. Der Fürst Benedictus ein ser vernünftiger, liebevoller und jovialer Herr empfing uns daselbst mit aller Liebe und Freundschaft.

24. Sonntag. Wir blieben heut in Ragaz. Dieses Ort solle den Nahmen von dem welschen Ragazo her haben, weil vor Zeiten ein Sodbunnen für die reisende sich zu laben da gewesen.

¹⁾ Entweder Anna Maria, geb. Baunrin von Pichtenau, die Frau des Lukas Christoph Gerbert, Oberzolleinnehmers in Feldkirch, dessen Vater ein Bruder von Abt Martins Vater war, oder dessen Mutter Elisabeth, geb. Gerberdin.

Dieses Dorf liegt an der Tamina welche von der Seite des Baades herkömmt. Ein reisender Bach, der schon mehrmahls fast den ganzen Ort verwüstet. Dieses Ort ist gleichsam der Paß in das Baad, wo alle, die solches brauchen wollen, durchmüssen. Hier müssen die Wagen gelassen werden, und alle Bagage muß durch Trager in das Baad getragen werden, wofür ein bestimmte Tar für den Zentner 30 Kr. festgesetzt ist. Sie nehmen aber über dieses noch in Trinkgeld an. Bis auf Valenza kann man noch reiten, von da aber muß man in das Baad zu Fuß gehen, oder sich in einem Sessel tragen lassen. Ober Ragaz gegen Norden stehen die rudera des alten Schlosses Freudenberg, von welchem sich eine Familie hergeschriben. Gegen Mittag hoch auf einem fruchtbaren Berge liegt das Stift Pfäfers.

25. In aller Frühe nahmen wir also Abschied, und reiteten bis nach Valenz unter Begleitung des geistlichen Herrn Kanzlers. Von Valenz giengen wir zu Fuß in das Baad herunter, lasen die hl. Meh, und machten den Anfang der Kur auf der Trinklauben mit einigen Gläsern warmen Wafers. Der resignierte Fürst Columban von Disentis war noch hier mit dem Herrn P. Maurus Kornherr von St. Gallen. Er kam gleich zu meinem gnädigsten Herrn. Er ist ein würdiger, Einsichtsvoller und gelehrter Herr. Er war sozuziagen der Chef der Graubündtner, durch welchen alle Landesgeschäfte hauptsächlich besorgt; Er hatte auch eine pension von dem Kaiser per 500 Gulden, die Er noch beziehet, weil Oesterreich mit Graubündten ser verflochten ist. Aber das Deconomiewesen versteht Er ser schlecht, welches auch eine Ursache ist, warum das Gotteshaus Disentis ser zurück gekommen. Er hat aber dieses selbst eingesehen, und daher die Regierung freiwillig mit einer geringen pension resigniert. Er lebt nun zu Rosbach in der Statthalterey, und lebt vergnügt. Sonst waren noch nicht viele besondere Gäste hier. Ein geistlicher von Wettingen, der P. Benedict von Muri, der P. Maurus von St. Gallen, der P. Hieronymus von Pfäfers, der Canonicus Sonntag von Wolfegg, ein braver und vernünftiger Mann; ein Herr von Planta, welches eines der vornehmsten Geschlechtern in Bündten ist und einige andere. Heut kamen noch der Herr Ott von Zürich, der zweite Sohn des Herrn Buntmeisters Ott, welcher ein Schreiben von seinem Vater ad Celsissimus hatte, samtd dem Herrn Pfarrer Wunderlich von Stävis bey Zürich.

Mittags speisten wir mit dem Fürst v. Disentis, dem Canonicus Sonntag und anderen Herren an einer Tafel. Vorher mußte jede Baadparthei besonders in ihrem Zimmer speisen. Dieses Jahr hat man angefangen eine Tafel einzurichten, wozu einige zusammentragende Gäste gezogen werden nebst dem Baaddirector, dem Doctor, und dem Chirurgus. Diese Tafel ist Mittags nach 11 Uhr, und Abends nach 6 Uhr. Alle übrigen müssen eine halbe Stunde vorher speisen.

Der Baaddirector Bogler ist Kammerdiener bey dem Fürst von Pefers, unter diesem stehet die ganze direction und oeconomie des Baades, ein kluger, geschickter und thätiger Mann.

Der Arzt Herr Amstein ist neu und bedient dieses Jahr zum ersten mahl das Baad. Der vorherige Arzt Herr Hager muß dem Stift Pefers nicht mehr anständig gewesen seyn. Sie haben ihn entfernt, Er sitz nun zu Ragaz, welches den Bad Gästen nicht angenehm ist, weil Herr Hager 16 Jahre das Baad bedienet, und hiemit ser erfahren ist. Er wird noch von mehreren Badgästen in der Stille zu Rath gezogen. Herr Amstein ist ein Tochtermann des französischen Herrn Ministers v. Salis von Zizers, ein gelehrter Mann, der schon mehrere gelehrte Schriften herausgegeben. Er hat mit einigen litteratur Freunden eine gelehrte Gesellschaft zu landwirthschaftlichen Gegenständen errichtet, welche Ihre Abhandlungen unter dem Titel „Verhandlungen der Gesellschaft landwirthschaftlicher Freunde in Bündten“ in Chur gedruckt herausgegeben. Selbe muß aber nicht lang bestanden seyn, weil ich von diesen Verhandlungen nur 5 Stücke gesehen. Im Jahre 1783 gab dieselbe noch eine Abhandlung von dem Noth, oder fliegenden Brand beim Viehe heraus, deren Verfasser Herr Johann Evangelist Bärtsch, Kaplan in Bals ist. Herr Amstein beaißt sich hauptsächlich auf das litterarische Fach der Medizin, und auf die Naturgeschichte. Herr Chirurgus Weisk ist verheurathet in Feldkirch.

Nachmittags pakte man aus. Nach dem Nachessen wird täglich in der Kapelle der Rosenkranz, Titanen, Glaub, Hosnung und Liebe gebettet, und das Salve regina gesungen.

26. Um 4 Uhr morgens standen wir von der Ruhe auf. Um 5 Uhr las Celsissimus die heilige Meh, und ich nach ihm. Fast täglich werden unter einer Meh einige teutsche Pieder gesungen, welche gleichsam die Pfarrmeh ist. Nachhin giengen wir auf die Trinklauben, wo das Wafser getrunken wird. Selbes wird durch einen hölzernen Kanal von der Quelle, die etwa eine Viertelstunde weit entfernt ist, hergeleitet, pakiert die Trinklauben durch, und läuft denn in die Bäder. Schon um vier Uhr und noch früher kommt man hier zusammen, beiderley Geschlechts, geht auf und ab, trinkt sein Wafser, und bis um 8 Uhr ist

meistentheils alles fertig. Wenn es schön Wetter, kann man den Berg hinauf spazieren gehen. Dieses Bad steht von Ragaz südwärts zwei kleine Stunden entfernt in einem tiefen Loch. Der Platz ist nur so groß, daß selber ein großes Hause von ohngefahr 100 Schritt lang, dann eine kleine Kapell, und noch ein fast zur Hälfte kleineres Haus fast, in welchem letzteren die Trinklaube samt den Baadern sind. Davor steht der große und schöne Berg Calanda, und gegen West der Monte Luna, deren Gipfen meistens bis in den August mit Schnee bedeckt sind. Von dem Baade gegen Valenza gegen West muß man einen hohen Berg hinangehen, an welchem die einzige Straße in das Bad angelegt ist, die man nur zu Fuß oder höchstens zu Pferd passieren kann. Unter dem Baad gegen Aufgang stürzt der ungehobene Fluß Tamina vorüber, der ein starkes Geräusch macht, und die erste Nächte nicht schlafen läßt. Hart an diesem Bache steht eine ungeheure Felsenwand gerade in die Höhe, die nach etlich angestellten Messungen 650—60 Schue hoch ist. Man hat gar keine andere Aussicht, die Sonne an dem längsten Tag scheint etwa 6 Stunden lang von 10 Uhr vormittag bis 4 Uhr Nachmittag. Etwan 300 Gäste können einquartirt werden. Die Zimmer sind natürlich sehr finster und schlecht, alle sind mit dem Namen eines Heiligen bezeichnet. Das Gebäude ist eigentlich stöckig, obwohl auch unter dem Tache noch mehrere Wohnungen angebracht sind, auch gegen der Tamina unter dem ersten Stock oder zu ebner Erde noch einige Zimmer sind, die aber wegen der Feuchtigkeit nicht bewohnt werden können. Ueberhaupt sind diese Gebäude sehr feucht. Das St. Piefers liegt von dem Baade eine starke Stunde nordwärts entfernt, will man dahin gehen, muß man von dem Baade eine Viertelstunde gegen Valenz hinauf, dann gehet es an dem Berge fort gegen die Tamina, die mit Felsen bedeckt ist, dann kömmt man an die hohe Felsenwand, in welche Treppen zif zaf eingehauen sind, durch welche man hinaufsteigen muß, ober dem Felsen kömmt man zu einer großen Winden, an welcher das Bauholz, und andere Materialien herunter gelassen werden müssen, von dieser gehet es nordwärts meistentheils eben in das St. Piefers etwa noch 3 Viertelstunde weit.

27. Weil es gutes Wetter giengen wir nach dem Wafer trinken spazieren an den Berg gegen Valenz hinauf. Man hat angefangen hin und wieder zur Bequemlichkeit einige spaziergänge zu machen. Man heist einen derselben die Solitude. Auf

einigen Orten ist ein Bank zum Ausruhen angebracht. Wenn man so fortfährt, kann man mit Bequemlichkeit den Berg hinaufkommen. Vor dem großen Hause ist ein kleines Gärtlein angelegt, und vor demselben ein artiger Spaziergang. Das Gesein dieser Gegend ist meistens ein schlechter Kalkschifer mit Quarz, der ganz verwitteret, und durch die Nähe verkauft, so daß Er nach meinem Erachten für Mergel auf die Felder taugen würde. An der östlichen Seite ist er etwas härter; doch schiferet Er sich auch ab, und fallen öfters große Stücke in die Tamina herunter. Es gibt jedoch eine Art von hartem grauen Kalkstein, in welchem eine große Menge kleiner verfeinerten Schrefen sich sehen lassen, die in das Geschlecht der Ammonshörner gehören. Ich hab einige derselben gesamlet. Sonst ist die Gegend auf diesen Bergen sehr fruchtbar; man siehet hin und wieder die schönste Alpen mit der fettesten Weide. Die Häuser und Höfe sind auf selben zerstreut, die aber von so elender Bauart sind, daß ich mich nicht erinnere, schlechtere gesehen zu haben.

Von Pflanzen hab ich nichts besonders bemerkt. Die Vitiuma oder wilde Rapunzel wächst hier häufig. Von Bäumen wachsen hier Lerchenbäume, etwas Tannen, schöne Buchen, Ahorn, Eichen, Maßholder samt verschiedenen Gesträuche. Vogelbeer Bäume hab ich keine gesehen. Von Insekten ist hier besonders der Cerambix Alpinus. Das Vieh ist mittelmäßig groß; Gemsen gibt es genug, aber sehr selten großes Wildbrett.

Herr Lauenstein schickt Celsissimus etwas von Konfektaren, mir aber eine schöne silberne Dose. Heute reist der Herr von Planta wieder ab. Ein Joseph v. Planta hat im Jahre 1770 eine Geschichte der Romanischen Sprache herausgegeben, die in Graubündten gesprochen wird."

Hier brechen die Aufschreibungen ab. Es folgen nur einige Stichwörter, jedenfalls als Gedächtnisstütze für Weiterführung des Tagebuches gedacht. Warum P. Mauriz nicht weiter schrieb, ist unbekannt. Auf einer geschriebenen Kurliste, die dem Tagebuche beiliegt und die Anfunfts- und Abreisetage der Gäste vom 1. Juni bis 16. Juli enthält, ist wohl die Anfunfts des Abtes und P. Mauriz — P. Ambros Eichhorn scheint schon früh sich von der Reisegesellschaft getrennt zu haben, da er nie erwähnt wird —, nicht aber ihre Abreise vermerkt. Aus anderen Quellen ist nur zu ersehen, daß Abt Gerbert am 28. Juli „in gewünschtem Wohl" wieder in St. Blasien eintraf.

Gottlieb Graef / Kirchensput.

Wer der Kirche geht vorbei
Mitternächtl'ich, sieht die Fenster
Hell erleuchtet. Ihren Umgang
Halt'n dorten die Gespenster.
Feine.

Am Nordende des fränkischen Städtleins Adelsheim erhebt sich als bau- und ortsgeschichtlich bedeutendes Baudenkmal die altehrwürdige gotische St. Jakobskirche. Ihre einsame Lage inmitten des Kirchhofes hatte in Verbindung mit ihrer Eigenschaft als Begräbniskirche der Ortsherren zur Folge, daß sich im Laufe der Zeit manche Geister- und Gespenstergeschichte an sie knüpfte. Drinnen und in ihrer nächsten Umgebung war es von jeher „nicht richtig". Ueber den Gräbern des Kirchhofes treiben die Geister der Entschlafenen ihr geheimnisvolles Wesen. Nicht selten sehen die Anwohner von St. Jakob in Mondnächten gespenstige Schatten über den Ruhestätten der Toten schweben oder Reibelgestalten in wallenden Schleiern geisterhaft zwischen den Leichensteinen hindurchstreichen. Nicht minder hat die dichtende Volksphantasie das Innere des Gotteshauses mit mancherlei spukhaften Gestalten bevölkert. Ungeachtet des bei Tag von der Stätte ausgehenden romantischen Zaubers faßte mich als Knabe stets ein geheimes Grauen, wenn ich zur Nachtzeit am Kirchhof vorbeikam und aus nächtlichem Dunkel das an die Kirche angebaute Weinhaus austauschen sah, indes von den düstern Chorsfenstern „aufwärts der Schein des ewigen Lämpchens flämmerte", die Eulen um den Kirchturm hufchten und das Totenkänzchen den unheimlichen Ruf „Geht mit!" ausstieß. Da jene Spukgeschichten einen wertvollen Einblick in das Gemütsleben und die poetische Gestaltungskraft unseres Volkes gewähren, mögen ihrer einige hier Raum finden.

Der bestrafte Schneider.

Der Schneider Bischofberger hatte in der Jakobskirche einmal das Maß zu einer neuen Altardede zu nehmen. Im Chor angelangt, macht er die Wahrnehmung, daß er vergessen hat, sein Bändelmaß mitzubringen. Im Kirger darüber stößt er eine gottlose Verwünschung aus, wovon die leere Kirche widerhallt. Als bald aber erhält er von unsichtbarer Hand eine solche derbe Ohrfeige, daß ihm Hören und Sehen vergeht und er jääh zu Boden stürzt. Sein langes Ausbleiben gibt Veranlassung, nach ihm zu suchen. Da fand man ihn besinnungslos und bleich, wie den Jüngling von Saiz, am Fußgestell der Gottesmutter ausgestreckt. Zum Leben zurückgebracht, hütete er sich seitdem

ängstlich, einen Fluch auszustößen, und nie mehr konnte er beredet werden, den unheimlichen Ort wieder zu betreten.

Der Schulmeister und der Sakristan.

Grabentstiegener Spuk der Nacht
Müssen blühend wir nunmehr
Irrer gehn in diesen Mauern —
Miserere! Miserere!
Feine.

Zuweilen geschieht es, daß die Glocken der Jakobskirche mitten in der Nacht von selbst zu läuten beginnen oder daß aus dem in der Finsternis daliegenden hell erleuchteten Gebäude leiser Orgelklang sich vernehmen läßt. Die Geister eines Sakristans und eines Schulmeisters haufen darin. Seit ihrem Tod üben die beiden allnächtlich ihren kirchlichen Dienst aus und harren seit Jahrhunderten ihrer Erlösung. Bei jenem war die Unterschlagerung von Dpfergeldern die Ursache der Pein, dieser hatte einst beim Hochamt sündhafte Lieder auf der Orgel gespielt. Während über das Manual hufschende Schattenhände dem Musikinstrument geisterhafte Zaubertöne entlocken, die wie flugende Aeossharfenklänge oder wie die Seufzer einer wiederlosen Seele die Hallen durchziehen, läutet der andere die Glocken und durchheilt sodann die Kirche mit dem Klingelbeutel. Er hält diesen der Reihe nach in die leeren Stühle hinein und läßt ihn von Platz zu Platz wandern, als ob Leute darin säßen. Nun begab es sich, daß der Maurer Wilhelm Kobel, ein unerschrockener Mann, im Chor der Kirche für einen verstorbenen Ortsherrn eine Gruft zu mauern hatte und zur Beschleunigung der dringenden Arbeit auch noch in der Nacht daran schaffte. Es mochte um Mitternacht sein, da begann plötzlich unter dem Läuten der Glocken die Orgel in sanften Registern zu erklingen. Bald auch kam ein hageres Männlein in altertümlicher Gewandung herangerippelt und ließ einen Klingelbeutel von Bank zu Bank gleiten. Als die sonderbare Erscheinung zuletzt in den Chor kam und dem erstaunt dreinschauenden Handwerker die lange Stange mit dem Säckchen wie bittend hinstreckte, warf dieser mit den Worten „Helf' dir Gott!" eine Kelle Speis hinein. Im gleichen Augenblick versank die schattenhafte Gestalt spurlos im Boden und ward seitdem nicht wieder gesehen. Die Orgel tönte bis 1 Uhr weiter und läßt sich nächtl'icherweise von Zeit zu Zeit heute noch vernehmen. Offenbar hat der Orgelspieler noch nicht den Erlöser gefunden wie sein Klingelbeu-

teltragender Genosse. In den 1860er Jahren ist er des Nachts einmal dem ersten Geistlichen der jungen katholischen Gemeinde in der Sakristei erschienen. Da dieser jedoch im entscheidenden Augenblick vor Schrecken weder das erlösende Wort zu sprechen noch die befreiende Tat zu vollbringen vermochte, sondern von Grausen erfaßt die Kirche verließ, geht der Unglückliche bis zum heutigen Tag in dem alten Gotteshause um.

Die Nachtwandlerin.

Viel schauernde Küstchen vom Kirchhofe wehn!
Ihr Küstchen, habt ihr meinen Bräutigam gesehn?
Viel blaße Karven gestalten sich da,
Umkreuzen sie grinsend und nickend: O ja!

Seine.

Einst hatte einer der Burgherren zu Adelsheim ein Töchterlein, das war hohen Sinnes, fromm und von seltener Aemut, gekiebt daher von allen, die es kannten, sonderlich von seinen Eltern. Der einzige Kummer, den die sittige Jungfrau diesen bereiteete, war der, daß sie nachtwandelte. Oft sah man sie nächtlicherweile durch Hallen und Gänge oder im fahlen Schein des Mondes oben auf den Zinnen der Burg und auf der schwindelnden Höhe des Turmes gleich einem Schatten dahinschreiten. Zuweilen entzogen sich leise Seufzer ihrer Brust und sanfte Klageklänge durchzogen die Stille der Nacht. Der freiwillige Tod eines jungen Priesters, dessen Liebe sie besaßen, von dem sie aber der große Standesunterschied für immer trennte, hatte ihr die Ruhe des Herzens genommen und sie mit der schlafwandelnden Krankheit heimgesucht. Alle Mittel, die man zur Heilung des Uebels anwandte, waren umsonst.

Da hört sie in der Nacht des Allerseelentages Glockengeläute und fühlt sich in ihrem traumhaften Zustand mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus zur Jakobskirche gezogen. Vom Turm verhallen gerade die Glockenschläge der Mitternachtsstunde, als sie, zum Schutz gegen die rauhe Nachtluft in einen Seidenmantel gehüllt, den Kirchhof betritt. In hellem Lichterschein erstahlen die Fenster des Gotteshauses und feierlicher Orgelklang läßt sich im Innern vernehmen. Ohne Zagen tritt sie ein. Eine zahlreich versammelte Gemeinde folgt andächtig der heiligen Handlung des Hochamtes. Ein eisiger Schauer über-

läuft sie jedoch, als sie in den erdfahlen Anwesenden die Gestalten Verstorbener erkennt. Schreckgelähmt will sie die grauenvolle Gesellschaft fliehen, aber es ist ihr, als halte eine unsichtbare Macht ihre Glieder gefesselt. Willenlos sinkt sie in die Knie und betet inbrünstig um die Wiedererlangung ihres Seelenfriedens. Da wendet sich der zelebrierende Geistliche und hält der anbetenden Schar mit hoch erhobenen Armen den im Allerheiligsten verkörperten Gott entgegen. Mit einem leisen Aufschrei zuckt die einsame Veterin zusammen. Der Mann am Altar dort ist der, nach dem ihr Herz sich verzehrt. Hilfsleidend streckt sie die Arme nach ihm aus. Da tönt es mild und trostverheißend von seinen Lippen: „Selig sind die ihre Liebe über das Grab hinaus bewahren, denn sie sollen erlöst werden.“ In diesem Augenblick durchzuckt ein bläulicher Lichtschein den Raum, ein betäubender Donnerschlag, und wie Zunder fallen den Spußgestalten die Kleider vom Leib. Totengerippe mit grinsenden Schädeln bilden die graufige Versammlung. Nur noch das unheimliche Klappern der vergilbten Gebeine, als jene bei der Wandlung das Zeichen des Kreuzes machen, hört die plötzlich aus ihrem Schlafzustand Erwachte. Dann eilt sie entsezt von dem Ort des Schreckens auf dem kürzesten Weg über die Gräber der Entschlafenen hinweg dem Ausgang des Kirchhofes zu. Halb ohnmächtig kommt sie mit zerschlagenem Mantel nach Hause, wo man ihren verwirrten Worten nicht glauben will. Doch liefern die Seidenfäden, die man andern Tags an den Blechbedachungen der Grabkreuze hängend findet, den untrüglichen Beweis von der Richtigkeit des Geschehenen.

Ein heftiges Nervenfieber durchschütterte längere Zeit den Körper der Armen, befreite sie aber zugleich von dem nächtlichen Umherwandeln und von all der bisherigen Herzbeschwer. Nach ihrer Genesung nahm sie den Schleier und verbrachte den übrigen Teil ihres Lebens im benachbarten Cistercienserkloster Seligental, wo sie hochbetagt starb, in der ganzen Gegend noch lange als Wohltäterin und Helferin der Armen und Bedrängten wie eine Heilige verehrt.*)

*) Nach einer im General-Landesarchiv in Karlsruhe befindlichen Pergamenturkunde dotierte im Jahr 1478 Jörg von Adelsheim seine Tochter Elise bei ihrem Eintritt in das Frauenkloster Seligental mit 80 Gulden und verweist das Kloster bis zur Lösung und Auszahlung dieser Summe auf den ihm verpfändeten Teil der Veth zu Adelsheim und „die obere Ritters wiesse nnder dem mewseisbrunen (Rittersbrunnen)“.

Karl Joho / Zwei Gedichte.

Mannesliebe.

Als ich geliebt zum erstenmal,
Wollt' ich's in Versen ohne Zahl
Der ganzen Welt verkünden.
Doch heut' kann ich mit keinem Wort,
Wie ich auch sinne fort und fort,
Mein stilles Glück ergründen.

Im Vorfrühling.

Der Märzsturm braust, Schneeflocken flimmern
Lustig in dem Sonnenschein.
Die Sorgen droh'n, doch wonnig schimmern
Zukunftsbilder froh darin:
So durchs ganze Leben streiten
Leid und Wahn im Menschenherz,
Bis in stillem Sichbescheiden
Geht die Seele heimatwärts.

H. K. Riefer / . . . Die den Frühling suchten.

Im roten Scheine des Herdfeuers waren sie geseßen und hatten nach den sprühenden Funken geschaut, indes die Großmutter auf dem Lehnsstuhl vom Prinzen erzählte, der den Garten des Lebens suchen wollte. Durch eine lange Schlucht war er zuletzt gegangen, wo der Nordwind heulte und die Eiszapfen wie blinkende Dolche herunterhingen und dem armen Prinzen in Gesicht und Hände schnitten. — Aber dann war er in den Garten des Lebens gekommen, und dort herrschte ewiger Frühling.

Draußen rüttelte der Sturm am Dachgebälk und an den Türen; die Schneeflocken tanzten noch immer, und wenn sie am Fenster vorbeiflogen, strahlten sie rot und gelb im Feuerchein. Das sah sehr lustig aus. Aber dann war die Großmutter eingeschlafen, und Liese sagte zu ihrem Gespielen, dem Peter vom Nachbarhause: „Peter“, sagte sie, „morgen ist Sonntag, und wir wollen ganz früh aufstehen und durch das Tal zu dem Berg wandern, hinter dem immer die Sonne aufgeht. Vielleicht finden wir den Garten des Lebens und den Frühling.“ „Ach, es war ja schon so lange, lange Winter! Und sie wußten gar nicht mehr, wie die Veilchen dufteten und die Rosen glühten. Und schon so lange, lange hatte keine Amsel mehr in ihrem Garten gesungen, daß sie meinten, die kleinen Vögel seien alle gestorben. Peter war ein Jahr älter als Liese und bedächtigt in

allem, was er tat. Aber die Großmutter hatte noch nie gelogen; und wenn der kleine Prinz den Garten gefunden hatte, warum sollte er, der Peter, ihn nicht auch finden? „Wir gehen“, sagte er und schlug so heftig in die erlöschende Glut, daß die Funken bis zur Decke flogen.

Der Mond stand noch am Himmel, als die zwei Kinder Hand in Hand durch den tiefen Schnee stapften, immer das Tal hinauf. Es war bitter kalt, und ein Singen tönte in der Luft wie von Engelsstimmen; aber das war nur der Morgenwind, der in den bereiften Zweigen der Tannen spielte. Wenn zwei glitzernde Nadeln zusammenstießen, sagten sie: Kling; aber es waren viele tausend Nadeln, die so sagten. In den Nesten knackte der Frost, daß es dröhnte wie Trommelwirbel; das gehörte zu dem süßen Klingen der Tannennadeln. Hinter dem Berge, wo die Kinder den Frühling finden wollten, wurde der Himmel rot. „Ist dort der Garten des Lebens?“ fragte Peter einen alten Raben, der ganz aufgeplustert auf einem fahlen Baume saß. Der schaute die Kinder mit einem Auge verächtlich an; er war nämlich sehr stolz, weil seine schwarzen Federn an ihren Spitzen mit Meiß bedeckt waren und funkelten, als seien sie mit Diamanten und Perlen verbrämt. „Der Garten des Lebens?“ krächzte er heiser, „das weiß ich nicht. Das Rote am Himmel ist die Sonne, das ist jeden Tag so und sehr lang-

weilig. Aber ich weiß etwas Besseres. Drüben im Wald liegt ein Reh, das hat gestern den Fuß in einem Eisspalt gebrochen und muß heute noch sterben. Wenn ihr warten wollt, könnt ihr ein Stück von seinem roten Fleisch haben". Da fürchteten sich die Kinder und liefen eilig davon. Aber der Rabe hatte gelogen: Es war gar nicht die Sonne, das Rote am Himmel, es war nur ein vorwärtiger Strahl, der ein paar Wölflchen mit Gold und Purpur anmalte, um die Welt auf das Erscheinen seiner Mutter vorzubereiten.

Immer steiler ging der Weg, immer enger wurde das Tal. Der Bach, der eben noch unter seiner Eisdecke leise gerauscht hatte, war verschwunden. An bereiften Felsblöcken mußten sich die Kinder halten, um weiterzukommen, und die scharfen Zacken schnitten in ihre kleinen Finger. Es war wie im Märchen, das die Großmutter erzählt hatte. Nun mußte bald der Garten kommen, in dem ewig der Frühling blühte. Hinter der höchsten Bergspitze schob sich jetzt ein glühend roter Ball empor. „Dort, dort," rief Lise atemlos. Ja, waren da nicht Edelsteine, Rubine und Smaragde, gelbe Topase und veilschwarze Amethyste? Oder waren es Blumen? In den Spalten schimmerte es grün wie frisches Moos, und an den Rändern strahlte es türkisblau wie das Meer, wenn am Mittag die Schatten der hohen Palmen darauflegen. „Der Frühling," jubelte Peter, und Lise griff nach den farbigen Gebilden. Aber es war Eis und Schnee, was sie zu fassen bekam, und alles zerrann in ihren blaugefrorenen Händen. Da setzten sie sich hin und weinten. Plötzlich huschte es wie eine dunkle Wolke über die Sonne. Erstickend schauten sie auf. Es war aber ein großer, blauer Vogel, der langsam das Tal herunter geflogen kam. Seine Füße waren Silber und sein Schnabel Gold. Die Flügel waren mit gelben Blüten besät, und um seinen Hals hing ein Kranz roter Rosen. Er setzte sich auf seine spitze Felszacke und schlug mit den Flügeln, daß sie im Sonnenschein funkelten. Und mit dem goldenen Schnabel hackte er in das Eis, und mit den silbernen Füßen scharrte er im Schnee. Der Lufthauch aber, den er mit seinen Flügeln erregte, war lau wie der Westwind an einem Sommerabend; und wo er hinwehte, da fing es an zu rauschen und zu klingen: tripp, tripp, der Schnee zerschmolz, und die Eiszapfen weinten und wurden immer kleiner. In dem Wasserstand, den die Flügel des blauen Vogels aufwirbelten, erschien ein herrlicher Regenbogen, der mit seinen Füßen auf den beiden Talwänden stand, da, wo die Kinder hergekommen waren. Unter ihm aber lag ein dicker, kalter Nebel, denn in dem tiefen Tal war noch Nacht. Dort, wo der glänzende Vogel mit seinem goldenen Schnabel in das Eis hackte, sprangen die Stücke lustig davon wie bunte Glasscherben und hüpfen klirrend von Fels zu Fels den Berg hinunter. Die Kinder klatschten vor Freude in die Hände; es war auch gar nicht mehr kalt. Als aber der bunte Vogel anfing, mit seinen Füßen den Schnee wegzuscharren, ja, da kam die rote Erde hervor, und aus ihr sproßten smaragdgrüne Grashalme, und dazwischen erhoben sich die Blumen aus ihren winterlichen Betten. Und er scharrte und scharrte, und es wuchsen die gelben Schlüsselblumen und verbreiteten einen zarten Duft wie von reifen Aprikosen, und dort, das Weiße und das Blaue, nein, das war kein kalter Schnee mehr, das waren sternengleiche Anemonen und türkisblaue Leberblümchen. Süßen Geruch verbreiteten die kleinen Veilchen, aber am schönsten waren doch die blaffen Safranfelche und die großen Kücheneschellen, die zusammenläuteten, viel, viel schöner, als die verglasten Tannennadeln in der Morgendämmerung. „Bist du der Frühling?," fragte Lise schüchtern den blauen Vogel; sie hätte so gerne seine Flügel gestreichelt und nur einmal, ach, nur einmal seine Silberfüße berührt! Aber sie traute sich nicht. Da ließ der Vogel ab vom Hacken und Scharren — es war auch kaum mehr nötig, denn überall blickte der rote und blaue Fels hervor, und die letzten Eiskrusten mußten dem andrängenden Moose weichen. Er wandte seinen Kopf den Kindern zu und sang mit einer Stimme wie der Schwan, der hoch oben im Norden sein Leben endet und alle Sehnsucht nach dem Licht und den Farben des Südens in sein letztes Lied legt; er sang vom Frühling, der einmal im Jahr seinen Lebensgarten verläßt und über die Berge zu den Menschen kommt, und er sagte, daß der Frühling ihn, den blauen Vogel mit dem Kranz roter Rosen, als seinen Boten vorausschickte. „Ihr aber," so schloß sein Lied, „Ihr werdet ihn finden auf dem Gipfel dieses Berges, und Ihr sollt einen Blick tun in den Garten des Lebens." Der blaue Vogel blies den Kindern seinen warmen Atem ins Gesicht, daß ein nie zuvor gefanntes Gefühl ihre Adern durchzog. Dann schüt-

telte er seine Flügel, und langsam schwebte er das Tal hinunter.

Peter schaute nach seiner Gefährtin; sie schien ihm größer geworden. Diese wick dem Blick aus, und ein zartes Rot huschte über ihre Wangen. Schweigend machten sie sich auf den Weg, immer bergan. Aber sie sahten sich nicht mehr bei den Händen, Wunderblumen, wie sie noch keine gesehen hatten, wuchsen rechts und links, und ihre Füße schritten auf meergrünem Moos, das durchwoben war von winzigen roten und gelben Blüten, so kunstvoll, wie noch kein Teppichwirker es erdacht hat. Von den Felsen hingen an langen Zweigen blutrote Rosen, die einen betäubenden Duft verbreiteten, und silberne Lilien mit goldenen Staubgefäßen wuchsen aus den Erdspalten hervor. Zwischen diesen Blumen schwebten Schmetterlinge hin und her, die schillerten in allen Farben des Regenbogens und trugen seltsame Symbole auf ihren metallischen Flügeln. Ho-niggelbe Bienen krochen in die Blütenkelche und summten ein fröhliches Arbeitslied. Mit jedem Schritt, den die beiden Sehnsüchtigen dem Gipfel des Berges näher brachten, steigerte sich die Pracht, die sie umgab. Kein Wort konnten sie sprechen. Wenn aber Lise bemerkte, daß Peter nach ihr hinsah, beugte sie sich schnell zu einer der silbernen Lilien hinab, daß er ihr Erröten nicht sehen sollte; und ein paar Tränen rollten in die Tiefe des Blütenkelches, wo sie als schimmernde Perlen liegen blieben. Da war Peter traurig, und das Herz wurde ihm schwer, denn er verstand die Gespielin nicht mehr. Aber sich selber verstand er auch nicht mehr. Als sie beinahe oben waren, und in einem wahren Meer von Farben und Düften einher-schritten, tönte plötzlich eine so liebliche Musik an ihr Ohr, wie sie selbst im Traum noch nichts vernommen hatten. Rasch stiegen sie den Klängen entgegen. Auf dem Gipfel des Berges, auf einer mit tiefgrünem Moos bedeckten Felsenplatte, saß ein Jüngling mit einer Geige. Seine goldenen Locken flatterten lustig im Wind, blaue Blüten waren hineingeflochten, die wie Saphir funkelten. Eisenbeinartig war sein Leib, und ein breites Band aus Himmelschlüsselchen und Veilschen geflochten, zog sich von der rechten Schulter zur Hüfte hinunter. Auf einem blühenden Schleedorn, der neben dem Felsen wuchs, saßen Amseln und Nachtigallen und begleiteten sein Geigenspiel. Aus der Ferne rief der Ruckuck dazwischen; aber er kam immer zu spät und sang in einer falschen Tonart, denn er war so eigen-sinnig und wollte nicht zu den andern sitzen. „Bist du der Frühling?," fragte Peter ganz verwirrt. Der freundliche Jüngling legte seine Geige neben sich in das weiche Moos, aber die Wangen sahen noch viel lustiger. „Ich habe euch erwartet," sagte er mit einer Stimme, die klang, wie wenn silberne Kugeln in eine Schale von Kristall rollen. „Ihr habt mich gesucht, ich will euch segnen. Ja, ich bin der Frühling!" Da knieten die beiden stumm vor ihm nieder, und er legte seine weißen Hände auf ihre Haare. „Jetzt sollt ihr den Garten des Lebens sehen," sprach er dann leise, und sie erhoben sich. Er wies 'a die Ferne. Ueber zackige Felsen hinweg schweifte der Blick in grüne Täler, in denen die Mandelbäume rosa blühten; und die Pfirsiche blühten rot und die Kirichen weiß. Und ganz ganz hinten lag ein blaues Band mit silbernen Streifen: das war das Meer. Aber Peter und Lise schauten gar nicht d' n. Sie selbst betrachteten sie mit Erstaunen; denn sie waren groß geworden, richtige große Leute. Und da schien es Peter, als seien die dunkeln Augen der Freundin viel, viel tiefer als der Bergsee, der in einer Schlucht zu ihren Füßen lag, und als sei das Rot ihrer Wangen lieblicher als alle die Wunderblumen, die er gesehen hatte, und als sei der Duft ihres schwarzglänzenden Haars süßer, als der Duft von den Veilschen und Schlüsselblumen und Rosen. Und Lise? Ja, auch ihr gefielen die blauen Augen des Fremdes viel besser als das blaue Meer am fernen Himmelsrand, und seine blonden Locken dünkten ihr leuchtender als die echten Goldhaare des Frühlings. Ja, sogar der feine Flaum, der seine Wangen und sein Kinn bedeckte, hätte sie nicht vertauscht gegen all den Schmelz auf den Flügeln der Schmetterlinge.

Fern aus dem Tal drangen die Sonntagsglocken herauf. Der Frühling griff zur Geige und lächelte; dann strich er über die Saiten, und die Amseln und Nachtigallen setzten richtig ein. Nur der Ruckuck flötete wieder falsch dazwischen. Aber es war doch schön. O, es war so schön, daß Peter seinen Arm um Liseses Schulter legte und ihren roten Mund küßte. Und sie war gar nicht böse darüber.

Die Großmutter hatte nicht gelogen: Im Garten des Lebens blühte wirklich ein ewiger Frühling.